

Reisen für die Bildung der Menschheit. Zur ethnographischen Methode Wilhelm von Humboldts

Ruprecht Mattig

Technische Universität Dortmund

Zusammenfassung

Seinem Reisebericht „Der Montserrat bei Barcelona“ stellt Wilhelm von Humboldt eine dreiseitige Reflexion voran, in der er das Ziel seines Reisens darstellt. Dieser Text wird hier als Grundlage genommen, um Humboldts ethnographische Forschungsmethode zu rekonstruieren. Unter Einbezug weiterer Schriften Humboldts wird gezeigt, dass seine ethnographische Forschung fest in seinem auf die Bildung der Menschheit gerichteten anthropologischen Denken verankert ist.

Voyager pour la *Bildung* de l'humanité. Sur la méthode ethnographique de Wilhelm von Humboldt

Résumé

Wilhelm von Humboldt fait précéder son récit de voyage "La Montserrat près de Barcelone" d'une réflexion dans laquelle il présente le but de son voyage. Ce texte est pris ici comme base pour reconstruire la méthode de recherche ethnographique de Humboldt. L'inclusion d'autres écrits de Humboldt montre que sa recherche ethnographique est fermement ancrée dans sa pensée anthropologique orientée vers la *Bildung* de l'humanité.

Traveling for the *Bildung* of Humankind. On Wilhelm von Humboldt's ethnographic research method

Abstract

Wilhelm von Humboldt prefaces his travelogue "The Montserrat near Barcelona" with a three-page reflection in which he presents the goal of his traveling. This text is taken as a basis for reconstructing Humboldt's ethnographic research method. By including other writings of Humboldt, it is shown that his research is firmly anchored in his anthropology, aiming at the *Bildung* of humankind.

I

Wilhelm von Humboldt (1767-1835) gilt schon lange als einer der bedeutendsten Klassiker der Theorie der Bildung (vgl. z.B. Spranger 1909; Menze 1965; Benner 1990; Tenorth 2018). Als ein empirischer Forscher ist er aber erst kürzlich beschrieben worden (vgl. Mattig 2019; 2020). Sein Forschungsansatz lässt sich dabei als ein ethnographischer bezeichnen, denn während seiner Reisen und Aufenthalte in fremden Ländern untersuchte er die Sitten, die Lebensart und die Sprachen der verschiedenen Völker und hielt seine Beobachtungen in Briefen, Tagebucheinträgen und Studien fest. Insbesondere aus seinem Aufenthalt in Paris Ende der 1790er Jahre und seinen Reisen durch Spanien 1799-1800 und das Baskenland im Frühjahr 1801 sind bedeutende ethnographische Studien hervorgegangen.

Der vorliegende Beitrag entwickelt dieses Bild von Humboldt als eines empirischen Forschers weiter und rekonstruiert seine Forschungsmethode. Dabei wird die These vertreten, dass Humboldts Methode gleichsam von Anfang bis Ende vom Gedanken der Bildung getragen ist. Ziel seiner Forschungen ist es nicht nur, die Bildung fremder Nationen und Völker zu untersuchen, sondern durch seine Forschungen auch zur Bildung der gesamten Menschheit beizutragen.

Um Humboldts empirisch-ethnographische Methode zu rekonstruieren, werden in diesem Beitrag die ersten Seiten von Humboldts Text *Der Montserrat bei Barcelona*, der 1803 in den geographischen Ephemeriden erschienen ist, herangezogen (im Folgenden *Der Montserrat*). Bei diesem Text handelt es sich um einen Brief, den Humboldt während seiner Spanienreise 1799-1800 an Johann Wolfgang von Goethe geschrieben hatte. Humboldt schildert darin seine Erfahrungen während eines zweitägigen Besuches des Klosters und der Einsiedeleien auf dem Berg Montserrat in der Nähe von Barcelona.

Heute sind wir es gewöhnt, dass in jeder ernst zu nehmenden empirischen Studie der Sozialwissenschaften ein Kapitel über die verwendete Methode zu finden ist. In der Ethnographie ist Bronislaw Malinowskis *Argonauts of the Western Pacific* von 1922 das klassische Beispiel dafür, Malinowski (1984, 1-25) stellt dort auf den ersten Seiten grundlegende Überlegungen zur ethnographischen Methode vor. Zu Humboldts Zeiten gab es noch keine sozialwissenschaftlichen Studien in unserem Sinne, und Beschreibungen fremder Völker aus seiner Zeit enthalten keine dezidierten methodischen Reflexionen. So ist das auch bei Humboldts ethnographischen Studien. Eine Ausnahme bildet allerdings der Text *Der Montserrat*, denn in einer Art Einführung stellt Humboldt darin auf knapp drei Seiten die Absicht seines Reisens dar. Dabei formuliert er in verdichteter Weise die Methode seines Forschens. Als solche wird sie aber nur dann verständlich, wenn man die Ausführungen vor dem Hintergrund anderer Schriften Humboldts liest.¹ Die besagten Seiten aus *Der Montserrat* werden im Folgenden vollständig wiedergegeben, wobei nach einzelnen Sätzen und Abschnitten Interpretationen folgen, in denen auch Bezüge zu anderen Texten Humboldts hergestellt werden. Alle Passagen aus *Der Montserrat* werden gesondert formatiert dargestellt, alles andere wird, als Interpretation, im Fließtext wiedergegeben.

¹ Wenn nicht anders vermerkt, wird Humboldt mit Band- und Seitenangabe nach den von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Gesammelten Schriften zitiert.

II

In seinem Brief an Goethe kommt Humboldt nach einer kurzen Begrüßung seines Freundes gleich auf das Ziel seiner Reisetätigkeit zu sprechen:

„Mir von fremdartiger Eigenthümlichkeit einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinem Reisen beabsichtigte.“²

Der Begriff von der „fremdartigen Eigenthümlichkeit“ verweist auf einen theoretischen Hintergrund, den Humboldt schon in anderen Texten ausführlich entwickelt hatte. Humboldt geht es um das Individuelle der Menschen, wobei er Individualität nicht nur in Bezug auf den Einzelmenschen versteht, sondern auch auf andere Ebenen bezieht, wie die der Geschlechter oder der Nationen. Individualität fasst er in der Regel mit dem Begriff des „Charakters“, ein Begriff, der in anthropologischen Schriften seiner Zeit viel verwendet wird, meist im Sinne des „Nationalcharakters“. Humboldt spricht vom Charakter jedes Einzelmenschen, der Geschlechter, der Nationen, und letztlich auch der Menschheit. Allerdings stellt er explizit heraus, dass es ihm in seiner Anthropologie vor allem um die „Gattungscharaktere“, und da vor allem um die Nationalcharaktere geht (I, 392f.). Wie in seiner Zeit üblich, hat auch er einen breiten Begriff vom Nationalcharakter, der Sitten, politische Verfassungen, Sprache und körperliche Merkmale umfasst. „Fremdartige Eigenthümlichkeit“ meint also, dass er in diesem Sinn fremde Völker und Nationen auf ihre besonderen Eigenarten hin untersuchen möchte.

Humboldt zielt nicht auf einen chauvinistischen Nationalismus ab, vielmehr geht es ihm um das, was er das „Ideal der Menschheit“ nennt. Dieses besteht darin, dass die Individualität jeder Nation (und auch jedes Einzelmenschen) so zur Entfaltung gebracht werden soll, dass die Menschheit sich als Ganze, aber in ihrer Vielfalt, bilden kann: „Mannigfaltigkeit der Charaktere ist [...] die erste Foderung, welche an die Menschheit ergeht, wenn wir sie uns als ein Ganzes zu höherer Vollkommenheit fortschreitend denken“ (II, 38).

Schon früh in seinem Leben hatte sich Humboldt mit den drei Kritikern Immanuel Kants auseinandergesetzt und dabei auch Kants Begriff der Anschauung kennengelernt. Demnach werden, kurz gesagt, sinnliche Erfahrungen durch Verstandestätigkeit zu theoretischen Begriffen verarbeitet. Wenn Humboldt also davon spricht, sich auf seinen Reisen einen „anschaulichen Begriff“ von fremden Nationen „verschaffen“ zu wollen, so verweist schon dies darauf, dass es ihm nicht nur darum geht, wahllos sinnliche Eindrücke zu sammeln. Vielmehr möchte er aus den Erfahrungen theoretische Erkenntnisse ziehen. So fordert er eine wechselseitige Verbindung von „Speculation“ und „Empirie“. Es komme darauf an, „[...] den Geist zu gewöhnen, beständig nur von dem Gebiet der Erfahrung aus zum Raisonnement aufzusteigen, und immer von diesem wieder zu jenem zurückzukehren“ (II, 45).

In *Der Montserrat* fährt Humboldt wie folgt fort:

„Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eignen Augen gesehen zu haben.“

Humboldt unterscheidet hier zwei Arten des Wissens über fremde Nationen, zum einen die „wissenschaftliche Kenntnis“, zum anderen das „eigentliche Begreifen“, wobei das Letztere

² Da der Text aus III, 30-32 vollständig wiedergegeben wird, wird im Folgenden auf Zitatnachweise verzichtet.

auf die oben angesprochene Formulierung vom „anschaulichen Begriff“, also auf das eigene Reisen und die sinnliche Erfahrung, auf das Sehen „mit eignen Augen“, verweist – ein Sehen, das, wie schon ausgeführt, zu begrifflich-theoretischer Erkenntnis führen soll. Humboldt zufolge ist die „wissenschaftliche Kenntnis“, die auf schriftlicher Mitteilung basiert, einerseits zwar „vollständiger“ und „zuverlässiger“ als der „anschauliche Begriff“; andererseits bleibt dieses Wissen in *hermeneutischer* Hinsicht hinter dem auf Reisen gewonnenen Wissen zurück: nur durch eigene Anschauung wird es möglich, die untersuchte Nation in ihrer ausdifferenzierten Vielfalt (wenn die Nation „in jeder Gattung“ betrachtet werden soll, so heißt das, dass auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, den gesellschaftlichen Ständen und letztlich auch den einzelnen Individuen zu achten ist) „eigentlich zu begreifen“ und ihre Literatur „vollkommen zu verstehen“³. Man könnte also sagen, dass Humboldt hier zwischen einem *Fakten- oder Tatsachenwissen* und einem *hermeneutischen Wissen* unterscheidet (zu Humboldts Hermeneutik vgl. z.B. Benner 1990, 148ff.).

In seiner Anthropologie geht es Humboldt offensichtlich darum, beide Formen des Wissens miteinander zu verbinden. Tatsächlich geht er auch selbst so vor, dass er sich vor seinen Reisen ausgiebig mit Hilfe von „Büchern und Briefwechseln“ über die zu bereisenden Länder informiert. Er studiert auch intensiv die in den Ländern hervorgebrachte Literatur. Anthropologische Forschung in Humboldts Sinne umfasst also beides: die Auseinandersetzung mit „Büchern und Briefwechseln“ *und* das Reisen, um sich einen „anschaulichen Begriff“ zu machen. Beide Seiten müssen miteinander verschränkt werden.

Hier können wir kurz innehalten und eine Frage aufwerfen, die später wieder aufgegriffen wird. Weshalb schreibt Humboldt eigentlich selbst Texte über seine Reiseerfahrungen? Geht es ihm darum, in seinen Schriften ebenfalls ein Fakten- und Tatsachenwissen hervorzu- bringen, das den Leserinnen und Lesern als Grundlage dient, um dann selbst zu reisen? Immerhin meint er ja, dass es „schlechterdings nothwendig“ sei, ein Land selbst zu bereisen, um es wirklich zu verstehen. Tatsächlich hat er mit seinem anthropologischen Schreiben aber etwas anderes im Sinn, wie sich weiter unten noch zeigen wird. Er will nicht nur Fakten- und Tatsachenwissen vermitteln, in seinen Texten soll sich – im Dienst der Bildung – auch sein hermeneutischer Zugang niederschlagen.

Im Folgenden führt Humboldt seinen Gedanken über die zwei Wissensarten über fremde Nationen weiter, indem er den oben eingeführten Bezug auf die Literatur exemplifiziert:

„Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen Spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewiss ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen der Classen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carricaturen sehen; und da er bloss die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildern- den Nebenzüge mangeln.“

Zwar sind literarische Darstellungen sehr „treu“ und „lebendig“, sie können also das Wesentliche des Nationalcharakters durchaus zum Ausdruck bringen. Doch das reicht für Humboldt

³ Humboldt wird diese hier so überzogen formulierte Vorstellung vom „vollkommenen Verstehen“ später revidieren, wenn er in seiner Sprachphilosophie davon spricht, dass jedes Verstehen immer auch ein „Nicht-Verstehen“ sei (VII.I, 64).

nicht aus, denn für diejenigen, die den Kontext nicht kennen, erschließt sich das Wesentliche dann doch nicht: Da die „ergänzenden und mildernden Nebenzüge“ fehlen, erscheinen die Figuren überzeichnet, die Darstellung wird zur „Carricatur“. Weil diese Nebenzüge aber in der Literatur nicht mitgeliefert werden, ist es nötig, sie eben selbst zu erheben: Wer Anthropologie betreiben möchte, muss das Ausland bereisen.

Wir berühren hier einen zentralen Punkt der Anthropologie und Bildungstheorie Humboldts. Er kommt darauf im nächsten Satz von *Der Montserrat* selbst zu sprechen:

„Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.“

In seinen anthropologischen Texten spricht Humboldt auch von der „Lage“, in der sich Menschen befinden (vgl. Mattig 2019, 115-120). Er meint damit die je spezifischen materiellen, sozialen, kulturellen und politischen Umstände. Die je individuelle Lage ermöglicht jedem Menschen Bildungsprozesse, denn Humboldt stellt sich Bildung so vor, dass der Mensch sich in „Wechselwirkung“ mit anderen Menschen und mit den Dingen seiner Umgebung entwickelt. Gleichzeitig „beschränkt“ die Lage aber auch die Möglichkeiten der Bildung, denn jede Lage hat eben ihr je einseitiges Gepräge. Menschen fühlen sich der Lage, in der sie leben, verbunden: „Der Mensch soll seinen Charakter, den er einmal durch die Natur und die Lage empfangen hat, beibehalten, nur in ihm bewegt er sich leicht, ist er thätig und glücklich“ (I, 380). Insofern ist die Lage für jeden Menschen gleichzeitig „Heimath“ und „Halt“, aber eben auch „Beschränkung“.

Für die Anthropologie heißt dies, dass ein Charakter ohne Kenntnis seiner Lage nicht umfänglich zu verstehen ist. In unserem Text verdeutlicht Humboldt seine Auffassung mit einem Vergleich zur Botanik:

„Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencia's und in den Palmenhainen von Elche?“

Würde man diesen Vergleich zwischen Pflanzen- und Menschenwelt gänzlich wörtlich nehmen, hätte er etwas zutiefst Beunruhigendes, liefe er doch auf eine geradezu existentielle Bindung der Menschen an ihre Lage hinaus. So wie Orangenbäume und Dattelpalmen auf ein bestimmtes Klima angewiesen sind und in nördlichen Breiten eingehen würden (gäbe es nicht „Treibhäuser“ und „künstliche Gärten“), wäre es auch nicht möglich, Menschen in eine „fremde“ Lage zu „verpflanzen“. Doch so weit geht die Analogie zwischen Mensch und Pflanze bei Humboldt nicht. Dem oben wiedergegebenen Zitat zufolge ist der Mensch zwar nur in dem durch „Natur“ und „Lage“ gegebenen Charakter „thätig und glücklich“, doch sieht Humboldt auch, dass der Mensch ein bildsames Wesen ist, das sich auch in neue Lagen einfinden kann. An anderer Stelle heißt es: „In der moralischen Natur des Menschen muss man gleichsam eine bewegliche Organisation annehmen, eine bewundernswürdige Leichtigkeit etwas zur Natur werden zu lassen, und es doch, bei veränderter Charakterrichtung, wieder gegen etwas anderes zu vertauschen“ (I, 398). Dabei ist es bemerkenswert, dass Humboldt den Menschen nicht nur in *geistiger*, sondern auch in *körperlicher* Hinsicht als bildsam ansieht. Der menschliche Körper „strebe“ danach, „immer alles zu assimiliren, alles in Habitus und Natur zu verwandeln“, so dass bestimmte Eigenschaften der Lage „in seine physische Beschaffenheit sogar übergehen“ (ebd.). Deshalb gehen Menschen, anders als viele Pflanzen, also nicht zwangsläufig ein, wenn sie in andere Lagen versetzt werden. Allerdings sieht Humboldt den „Habitus“

als träge an, er spricht von der „Stätigkeit“ (ebd.) der durch die körperlichen Kräfte entwickelten Gewohnheiten.

Da Humboldt immer im Sinne von Wechselwirkungen denkt, sollte diese Auffassung aber nicht dahingehend missverstanden werden, dass die Menschen ganz passiv ihrer Lage ausgesetzt seien. Er sieht den Menschen ja gerade als ein „thätiges“ Wesen an, der Mensch wirkt also auch auf seine Lage ein, kann sie aktiv verändern. Der Begriff, den Humboldt in der Regel verwendet, um die Aktivität und Eigentätigkeit von Menschen zu beschreiben, ist der der „Kraft“: Im Menschen wirkt eine Vielzahl von „Kräften“, und ein wichtiger Aspekt bei der Bildung des Menschen besteht für Humboldt gerade darin, dass diese Kräfte zur Entfaltung gelangen (vgl. I, 106).

Humboldts Kräftelehre lässt sich mit direktem Blick auf den Text *Der Montserrat* weiter vertiefen, denn mit Bezug auf die Kräfte des Menschen fährt er dort fort, den Unterschied zwischen dem Wissen aus Büchern und dem „anschaulichen Begriff“ zu erläutern:

„Es giebt eine grosse Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der bloss durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiss, das aufbewahrende Gedächtniss, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn, bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.“

Das Wort der „Ueberlieferung“ sollte hier nicht im Sinne von Tradierung verstanden werden, sondern schlicht im Sinne der Mitteilung. Damit entsteht in diesem Abschnitt ein Denkschema, das zwischen *symbolischer Repräsentation* der Dinge (mit Hilfe des Zeichens, Begriffes oder Bildes) und der *unmittelbaren Erfahrung* der Dinge unterscheidet. In dieses Schema führt Humboldt eine bildungstheoretische Hierarchie ein: Symbolische Repräsentationen genügen den „untergeordneten Kräften des Menschen“, während die unmittelbare Anschauung den „höchsten und besten“ Kräften des Menschen „Nahrung“ gibt. Zwar sind auch die „untergeordneten Kräfte“ wichtig, um die Lebenspraxis zu bewältigen; doch aus bildungstheoretischer Sicht reicht das nicht aus, für Humboldt zielt Bildung letztlich auf die Entwicklung der „eigentlichen Persönlichkeit“, und diese Persönlichkeit entsteht in der durch unmittelbare Anschauung initiierten Regsamkeit von „Phantasie“, „Empfindung“ und „tieferem Wahrheits- und Schönheitssinn“.

Hier ist es hilfreich, noch tiefer in Humboldts Kräftelehre einzugehen. Auch wenn er keine strenge Systematik entwickelt, so unterscheidet er meist zwischen geistigen, körperlich-sinnlichen, ästhetischen und moralischen Kräften des Menschen. Was Humboldts Anthropologie so bemerkenswert macht, ist, dass er dabei *alle* diese „Kräfte“ untersucht und jeder eine *relative* Bedeutung im „Ganzen“ des Menschen zuerkennt. „Bildung“ bedeutet in diesem Zusammenhang dann nicht etwa, dass schlicht die geistigen Kräfte entfaltet werden (ein bis heute landläufiges Verständnis von Bildung, das die kognitiven Fähigkeiten einseitig fokussiert), sondern dass erstens alle menschlichen Kräfte entfaltet werden und dass diese Kräfte zweitens in einem „proportionirlichen“ (I, 106), also harmonischen Verhältnis zueinander stehen. Das Ideal ist die umfassend gebildete Persönlichkeit. Damit sind dann auch Fehlformen impliziert: Menschen, die *einseitig* sind, bei denen also zum Beispiel die kognitiven Kräfte auf Kosten der körperlich-sinnlichen Kräfte entwickelt wurden. Für Humboldt kommt alles darauf

an, die Einseitigkeit zu vermeiden und die in jedem Menschen angelegte Mannigfaltigkeit so weit wie möglich zu entfalten. Das ist aber keine rein individuelle Aufgabe, denn jeder Einzelmensch ist Teil der Gesellschaft: „Der Mensch ist [...] bestimmt, sich gesellschaftlich auszubilden; der einzelne muss sich immer an eine Masse anschliessen [...]“ (XIII, 12).

Das Hindernis, das Humboldt für eine ausgewogene Bildung der Menschen seiner Zeit erkennt, ist dann auch eine *kollektive Einseitigkeit*, denn er meint, dass im Zuge der Aufklärung zu viel Gewicht auf den Verstand gelegt worden sei: „Die Ausbildung des Verstandes [...] befördert die Einheit des Charakters niemals, wenigstens nicht unmittelbar, und daher sind alle Nationen, wo diese überwiegend ist, einseitig, trocken und kalt. Ein Beispiel ist unser Zeitalter“ (Mattson 2015, 198f.). Auch die „Phantasie“, die „Empfindung“ und der „tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn“ müssen eben entfaltet werden.

Bildungstheoretisch gesehen liegt hier eine doppelte Herausforderung vor: zum einen muss durch die Förderung *aller* menschlichen Kräfte die Einseitigkeit ausgeglichen werden. Das ist weniger einfach, als es auf den ersten Blick scheinen mag, denn Humboldt sieht die Kräfte in einem Konflikt miteinander. Er formuliert das so, dass es darum gehe, die Kräfte auf eine solche Weise „[...] zu vereinen, dass jede so wenig als möglich der andren raube“ (I, 169). Einseitigkeit ist also so etwas wie der ‚Normalfall‘ in der Geschichte der Menschheit.

Eine zweite, noch größere Herausforderung liegt darin, dass die meisten Menschen die Notwendigkeit der vielseitigen und harmonischen Bildung gar nicht erkennen. Denn um dies erkennen zu können, ist wiederum die Entwicklung einer spezifischen Kraft erforderlich, und gerade die sieht Humboldt für seine Zeit als wenig entwickelt an. Er bezeichnet diese Kraft in verschiedenen Zusammenhängen unterschiedlich, in unserem Brief ist es der „Wahrheits- und Schönheitssinn“, an anderer Stelle spricht er von den „moralischen Kräften“: Wenn es darum gehe, die sinnliche und die geistige Seite des Menschen miteinander zu vermitteln, dann müsse „[...] die Moral [...] das Verhältniss bestimmen, welches diese beiden Seiten gegen einander haben müssen“ (I, 57). Auch spricht er von der „praktischen Vernunft“ im Sinne einer Fähigkeit zur Reflexion über das richtige Verhältnis der Kräfte (vgl. Mattson 2015, 199). Diese Reflexionsfähigkeit bedarf aber auch eines Sinnes für gute Proportionen, sie muss mit der ästhetischen Kraft, oder, wie Humboldt auch sagt, der Einbildungskraft, verbunden sein. Das ewige Vorbild sind ihm hier die alten Griechen: „[W]er, wie der Grieche, mit Schönheit der Formen genährt, und so enthusiastisch, wie er, für Schönheit und vorzüglich auch für sinnliche gestimmt ist, der muss endlich gegen die moralische Disproportion ein gleich feines Gefühl besitzen, als gegen die physische“ (I, 270).

Wenn Humboldt in *Der Montserrat* ausführt, dass durch lebendige Anschauung „die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn“ entwickelt werden könnten, dann meint er mit *tieferem* Wahrheits- und Schönheitssinn eben, dass die *Verhältnisse* der Kräfteentwicklung erkannt und beurteilt werden können. „Wahrheit“ bezieht sich hier also nicht nur auf die Richtigkeit von Verstandesbegriffen, sondern auch, eben in einem „tieferen“ Sinne, auf die (moralische) Richtigkeit des Verhältnisses der Kräfte. Bildung ist also mehr als schlicht die Entfaltung aller Kräfte; erst in der Entwicklung dieses tieferen Wahrheits- und Schönheitssinnes beginnt ein Individuum, „seine eigentliche Persönlichkeit“ zu „bilden“.

Diese Bemerkungen mögen reichen, um Humboldts Verwurzelung in der griechischen Philosophie aufzuzeigen, denn das Wahre, Schöne und Gute sind bei ihm gewissermaßen eins. Aber er sieht diese Verbindung nicht als Philosoph, sondern als Anthropologe, denn ihm geht es um Menschen: Menschen sind für ihn demnach nicht etwa dann ‚gut‘, wenn sie ein be-

stimmtes tugendhaftes Verhalten zeigen, sondern erst dann, wenn sie ihren ‚wahren‘ Charakter zum Ausdruck bringen. Und wenn ihnen dieses gelingt, dann stellt sich auch das „proportionierliche“ Verhältnis der Kräfte ein (vgl. z.B. I, 55ff.).

Der bis jetzt entwickelte Gedanke ließe sich auf die bekannte Formel „Reisen bildet“ bringen (denn die Reisenden sollen ja ihren „tieferen Wahrheits- und Schönheitssinn“ entfalten). Und man tut Humboldt nicht unrecht, wenn man sagt, er sei gereist, um sich zu bilden – ähnlich wie Goethe, für den seine Italienreise in den 1780er Jahren vor allem eine Bildungserfahrung war. Doch Humboldt geht es beim *anthropologischen* Reisen, von dem er hier ja schreibt, um mehr.

Um dies zu verstehen, ist es notwendig, noch einen weiteren Schritt in den Gedanken vom „Wahrheits- und Schönheitssinn“ zu tun. Humboldts Anthropologie versucht nicht, „den“ Menschen in einem abstrakten Sinne zu erforschen, sondern ganz konkrete Menschen in ihren jeweiligen Lagen. Jeder Mensch hat nach Humboldt einen je individuellen, *angeborenen* Charakter (vgl. Mattig 2019, 120ff.). Anders gesagt, hat jeder Mensch bestimmte individuelle Talente, Interessen, Fähigkeiten. Dies drückt Humboldt so aus, dass in jedem Menschen ein spezifisches Verhältnis und eine spezifische Dynamik der Kräfte angelegt sind (vgl. II, 59). Bei diesen angeborenen Anlagen spricht Humboldt von „wesentlichen“ Charakterzügen (vgl. II, 96ff.). Menschen sind seiner Auffassung nach glücklich und frei, wenn sie ihren angeborenen Charakter ungehindert entfalten können. Allerdings gibt es dabei erhebliche Schwierigkeiten, denn jeder Mensch kann auch Interessen entwickeln (bzw. von außen aufgedrängt bekommen), die seinem Charakter *nicht* entsprechen: Jeder Mensch kann auch „zufällige“ Charakterzüge annehmen. Diese „zufälligen“ Züge stehen dann aber den „wesentlichen“ gleichsam im Weg, sie hindern jene, sich proportionierlich entfalten zu können. In Humboldts Anthropologie ist es von zentraler Wichtigkeit, bei den untersuchten Menschen den „wesentlichen“ Charakter zu erkennen. Dafür aber muss man die „wesentlichen“ von den „zufälligen“ Charakterzügen unterscheiden können.⁴

Hier nun kommt Humboldts Gedanke vom „tieferen Wahrheits- und Schönheitssinn“ endlich an sein Ziel: Die tiefe, angesichts vieler gesellschaftlicher Verbindungen oft geradezu verborgene, individuelle Wahrheit eines jeden Menschen – sein „wesentlicher Charakter“ – soll ergründet werden. Dieses Ergründen ist freilich kein Selbstzweck, sondern zielt darauf ab, dem Menschen Möglichkeiten zu eröffnen, sich in Zukunft freier entfalten zu können. Diese Denkfigur bezieht Humboldt sowohl auf Einzelmenschen als auch auf Kollektive (vgl. I, 62). Auch der „wesentliche“ Charakter der Nationen soll also erkannt werden.⁵

Die kollektive Seite der Bildung kommt auch darin zum Ausdruck, dass Humboldt immer wieder den Zusammenhang von einer freiheitlichen Verfassung und Bildung betont. Nur wenn den Menschen von der Verfassung her eine möglichst große Freiheit eingeräumt wird, können sie sich auch ihren Möglichkeiten entsprechend entfalten. Je weniger Freiheiten eine Verfassung garantiert, desto geringer sind auch die Möglichkeiten der Bildung – und desto wahrscheinlicher ist es, dass die Menschen „zufällige“ Charakterzüge entwickeln. Humboldt hat diesen Gedanken schon in seinen frühen Arbeiten Anfang der 1790er Jahre herausgestellt, dann im Jahr 1801 ausführliche ethnographische Untersuchungen im Baskenland dazu durchgeführt und später selbst Vorschläge für eine freiheitliche Verfassung der deutschen Staaten vorgelegt (vgl. Mattig 2019, 226ff.; Maurer 2016, 192ff.). Während also eine freiheitliche Verfassung nach Humboldt eine Voraussetzung für Bildung ist, so ist es andererseits aber auch

⁴ Mit welchen Schwierigkeiten dieses Ansinnen verbunden ist, ist in Mattig 2019, 167ff. dargestellt.

⁵ Es ist zu Humboldt Zeit durchaus üblich, „angeborene“ Charakterzüge von Nationen anzunehmen und diese von „künstlichen“ Charakterzügen zu unterscheiden (vgl. Mattig 2019, 54-71).

nötig, dass die Menschen sich mit der Verfassung identifizieren und sie mit Leben füllen – die Verfassung kann aber letztlich nur von freien, und das heißt auch: gebildeten Menschen getragen werden. Ohne Bildung wird auch die freieste und vernünftigste Verfassung zur Farce.

Im Fortgang von *Der Montserrat* führt Humboldt dann an, dass die Art des forschenden Reisens, auf die er hinauswill, bisher kaum betrieben werde:

„Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Daseyn und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern – wenn, sag' ich, nur Wenige diesen Gesichtspunkt gefasst haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht grossen Nutzen gewähren; so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, dass es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, dass sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überliessen.“

Humboldt vermisst bei den meisten bislang vorliegenden Reisebeschreibungen den oben beschriebenen anthropologischen Blick. Noch einmal wird eine weitere Facette dieses Blicks deutlich, wenn Humboldt meint, dass vor allem die Individualität der Gegenstände zähle (dass also keine oberflächlich abstrahierenden Beschreibungen gegeben werden sollten) und dass die Individualität zudem in ihrer jeweiligen Lage zu erfassen sei. Dies ist für ihn der „anschauliche Begriff“, den Reisebeschreibungen, wenn sie denn von anthropologischem „Nutzen“ sein sollen, vermitteln müssten.

Auch die „Empfänglichkeit“ ist für Humboldt, selbst wenn sie auf den ersten Eindruck in diesem Abschnitt eher nach Passivität klingt, eine menschliche „Kraft“, die im Sinne der Bildung zu entfalten ist. Dies wird im Folgenden deutlich:

„Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, dass man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder nachholen kann. Man vergisst zu leicht, dass man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben und allein dem beschauenden gewidmet ist, bloss herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und geniessen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.“

Humboldt unterscheidet hier zwei verschiedene Haltungen während des Reisens, die man als säkularisierte (und gewissermaßen anthropologisch gewendete) Spielarten der *vita activa* und der *vita contemplativa* bezeichnen könnte. Die erste ist eine aktive Haltung, die alle auftretenden Fragen so bald wie möglich in befriedigender Weise zu beantworten versucht; die zweite hat einen passiven Charakter, bei ihr geht es darum, das „thätige Leben“ zu unterbrechen und sich ganz dem „Beschauen“ hinzugeben. Hier kommt die „Empfänglichkeit“ zum Tragen, von der Humboldt zuvor gesprochen hatte. Wir sehen jetzt aber, dass diese Empfänglichkeit keine schlichte Passivität ist, sondern eine bestimmte Form der Tätigkeit, ein „Herumstreifen“ mit offenen Sinnen, bei dem der Verkehr mit anderen Menschen ganz bewusst *nicht* darauf gerichtet ist, alle etwaigen Fragen zu klären, sondern die Menschen zu „sehen“ und zu „sprechen“, mit ihnen zu „leben“ und zu „geniessen“. Diese zweite Haltung macht das anthropologische Forschen aus, nur sie führt zum „anschaulichen Begriff“, um den es geht. Aber es zeigt sich, dass diese Haltung eines Willensentschlusses bedarf, dass sie leicht über der ersten in Vergessenheit gerät, wie Humboldt es auch an sich selbst erfahren zu haben zugibt. Die

„Empfänglichkeit“ lässt sich somit in zwei Hinsichten mit dem Begriff der „Kraft“ fassen: zum einen ist sie selbst eine aktive Tätigkeit, zum anderen bedarf es der Kraft, um dieser Empfänglichkeit überhaupt erst die Geltung zu verschaffen, derer sie in der anthropologischen Forschung bedarf.

Was Humboldt über das Sehen, Sprechen, Leben und Genießen schreibt, klingt schon ganz ähnlich wie das, was Malinowski (1984, 1-25) mehr als 100 Jahre später zur Begründung der ethnographischen Methode schreiben wird. Es geht darum, die Perspektiven der untersuchten Menschen kennenzulernen, zu verstehen, wie sie leben, welche Freuden und welche Leiden sie kennen. Ähnlich wie Malinowski es dann ausbuchstabieren wird, sammelt Humboldt seine Eindrücke in einem Tagebuch, macht sich vielfältige Notizen zu den Besonderheiten der Sprachen und der sozialen Verhältnisse. Seine Ethnographie über die Basken erstellt Humboldt dann mit Bezug auf seine Aufzeichnungen (vgl. XV, 356-450; XIII, 1-195). Er geht also im Prinzip schon so vor, wie es bis heute in der Ethnographie üblich ist, wo die Studien aus Beobachtungsprotokollen und Feldnotizen erarbeitet werden.

In den konkreten Beobachtungen, die Humboldt in *Der Montserrat* vorstellt, zeigt sich dann auch gut, wie er die Landschaft und die Menschen gesehen, wie er mit den Menschen gesprochen, und auch, wie er die Zeit auf dem Montserrat genossen hat. Doch wiederum darf man Humboldts Ausführungen nicht so missverstehen, als schätze er das Einholen von Antworten auf die „Menge von Fragen“, die einen Reisenden bedrängen, prinzipiell gering. Er hat tatsächlich die verschiedensten Arten von Daten zusammengetragen. Auf dem Montserrat erkundigt er sich beispielsweise darüber, wie viele Menschen sich für die Einsiedeleien bewerben, welchen gesellschaftlichen Stand sie haben etc. Auf seiner Reise durch das Baskenland streicht er zwar auch durch die Felder und spricht mit dem „Landvolk“, aber in jeder größeren Stadt geht er auch in die Rathäuser und besorgt sich statistische Daten über die baskischen Provinzen. Für ihn ist das Entscheidende, dass aus all diesen verschiedenen Informationen letztlich ein Gesamtbild, eben ein „anschaulicher Begriff“, entwickelt werden soll. In unserem Text bleibt Humboldt aber zunächst beim „Herumstreifen“:

„Dies habe ich zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistens nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen könnte.“

Wie Humboldt an anderer Stelle ausführlich darlegt, geht es ihm darum, die untersuchten Menschen in drei Hinsichten zu betrachten: hinsichtlich ihrer *Vergangenheit*, ihrer *Gegenwart* und ihrer möglichen *Zukunft*. Der Mensch ist für Humboldt gerade als ein sich entwickelndes Wesen von Interesse, und so kann ihm die Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes einer Nation natürlich nicht ausreichen, er muss erkunden, wie der gegenwärtige Zustand erreicht wurde. Humboldt nimmt damit also eine Perspektive ein, die „den Charakter soviel als möglich genetisch schildern“ (I, 392) will. Doch die Vergangenheit soll letztlich nicht nur um ihrer selbst willen betrachtet werden, Humboldt möchte ja vor allem die mögliche zukünftige Entwicklung der untersuchten Charaktere „überschlagen“ (I, 380), er fragt nach ihrem Bildungspotenzial. Und er ist davon überzeugt, dass die Zukunft nicht fruchtbar gewonnen werden kann, wenn sie nicht an die Vergangenheit anknüpft. Das heißt nicht, dass an liebgewonnenen Traditionen festgehalten werden muss, sondern dass jede Reform behutsam durchzuführen ist (vgl. ebd.).

Da die Vergangenheit einer Nation sich nicht direkt beobachten lässt, ist die Forschung auf Literatur oder Artefakte angewiesen, wobei die Literatur für Humboldt nicht nur „Schriftsteller“ einer Nation umfasst, sondern auch Werke, in denen die Geschichte einer Nation dargestellt werden. In *Der Montserrat* heißt es dann weiter:

„Wir umfassen mit unsrer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verläugnen, dass wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner grössten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.“

Diese Mannigfaltigkeit faltet sich aber erst im Laufe der Geschichte aus, und so muss auch diese studiert werden.

Zusammenfassend stellt Humboldt schließlich folgende zwei Fragen:

„Sollte es daher nicht der Mühe werth seyn, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?“

Humboldt geht es darum, „Gestalten“ zu „zeichnen“; in anderen seiner anthropologischen Texte schreibt er davon, „Charaktergemälde“ oder „Charakterschilderungen“ hervorbringen zu wollen (I, 391; II, 51). Dass dies eine „Mühe“ ist, liegt vor allem daran, dass diese „Zeichnungen“ die enge Verknüpfung von Bildung und Lage der Menschen herausarbeiten sollen.

Doch für wen sollen solche „Charaktergemälde“ geschrieben werden? Welchen Nutzen gewähren derartige Beschreibungen fremder Nationen? Leisten sie einen Beitrag für die Wissenschaft? Können sie von praktischem Nutzen sein? Auf derartige Fragen antwortet Humboldt mit einem klaren Nein:

„Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntnis, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.“

Humboldt zielt mit seinem „anschaulichen Begriff“ fremder Nationen auf eine „allgemeine Menschenkenntnis“ ab, und eine solche passt seiner Meinung nach weder in das Fächersystem der Wissenschaften hinein, noch ist sie für irgendwelche spezifischen „Beschäftigungen“ oder gar das Geschäftsleben von unmittelbarem Nutzen. An anderer Stelle formuliert er dies ein wenig anders. Dort geht er darauf ein, dass die Erkenntnisse der von ihm anvisierten Anthropologie weder dem Ansatz der Philosophie (denn die Philosophie sei nur auf „allgemeine“ Erkenntnisse über den Menschen aus), noch der Menschenkenntnis des „Geschäftsmanns“ (denn der bildet sich „einen zu particularen Begriff von dem Individuum“) entsprechen (I, 378). Seine Anthropologie zeichnet sich also gerade dadurch aus, dass sie *allgemeine* philosophische Überlegungen mit *konkreten* Beobachtungen verbinden möchte. Der Begriff von der „allgemeinen Menschenkenntnis“ in *Der Montserrat* ist in diesem Sinne zu verstehen.

Weshalb sollte es aber überhaupt die „Mühe werth“ sein, „Charaktergemälde“ in Humboldts Sinne hervorzubringen? Die Antwort kommt im letzten hier zu betrachtenden Satz von *Der Montserrat*:

„Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müsste, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht seyn; und ich darf daher hoffen, dass Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommener seyn werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.“

Hier kommt endlich der eigentliche Zweck von Humboldts Anthropologie zum Ausdruck: Er möchte mit seinem Forschen und Schreiben die Bildung befördern! Diese Bildungsabsicht differenziert er in zwei Hinsichten, erstens hinsichtlich der Kunst, zweitens hinsichtlich des „Menschen überhaupt“. In seinen anderen Werken geht er meist auf den zweiten Aspekt ein, und dieser soll hier noch vertieft werden.

Humboldt entwirft eine Ethik, die darauf ausgerichtet ist, dass die Bildung anderer Menschen nicht nur den Erziehern, den Religionslehrern und dem Gesetzgeber aufgetragen ist, sondern die *grundlegende Orientierung* menschlicher Interaktion sein sollte (vgl. I, 380). Da Humboldt meint, dass in seiner Zeit die gesamte Gesellschaft einseitig entwickelt, also „verbildet“ sei, ist es von zentraler Bedeutung, dieser Einseitigkeit entgegenzuwirken. Das Problem ist, dass dieses Entgegenwirken in der alltäglichen Interaktion nicht möglich ist, weil ja eben *verbildete* Menschen miteinander interagieren, was nicht zur gegenseitigen Bildung führen kann. Die Menschen haben zu viele „zufällige“ Charakterzüge angenommen, was verhindert, dass sie ihre „wesentlichen“ Charakterzüge entfalten können. In anderen Worten: Die Menschen sind nicht „rein“. Doch Bildung bedarf, soll sie gelingen, der „Reinheit“ der an der Wechselwirkung beteiligten Menschen: „Vorzüglich aber bildet sich der Charakter gesellschaftlich zur Reinheit und Bestimmtheit aus, wenn er mit reinen und bestimmten Charakteren in Verbindung kommt“ (I, 387).

Humboldt möchte mit seinen anthropologischen „Charaktergemälden“ erreichen, dass die Leserinnen und Leser mit einem „reinen“ und „bestimmten“ Charakter „in Verbindung“ kommen. Denn er meint, dass die Leserinnen und Leser durch die Auseinandersetzung mit diesen Darstellungen auch ihren eigenen Charakter „läutern“ (I, 339; 345) können, sie also die Möglichkeit erhalten, „zufällige“ Charakterzüge abzulegen, so dass sie ihren „wesentlichen“ Charakter entfalten können. Deshalb entwirft er die anthropologische Methode als einen mehrstufigen Prozess, der beinhaltet, dass die „zufälligen“ von den „wesentlichen“ Charakterzügen „abgesondert“ werden sollen, um letztlich das innere Wesen des untersuchten Charakters darzustellen (vgl. I, 391ff.). Humboldt schreibt seine Texte also nicht einfach nur, um Fakten- und Tatsachenwissen über fremde Länder zusammenzutragen, die dann den Leserinnen und Lesern helfen könnten, die Länder selbst zu bereisen; die Leserinnen und Leser sollen schon durch die Lektüre selbst die Möglichkeit erhalten, sich zu bilden.

Es sei aber doch noch kurz auf den Zusammenhang von Kunst und Bildung eingegangen, den Humboldt in der hier betrachteten Passage herstellt. Humboldt orientiert sich bei seinen anthropologischen Überlegungen auch an der Dichtkunst, denn er meint, dass große Dichterinnen und Dichter „reine“ Charaktere darzustellen vermögen, so dass sich die Leserin bzw. der Leser durch die Lektüre im genannten Sinne bilden kann. Dies ist einer der Gründe, weshalb Humboldt sich so intensiv mit den Werken der alten Griechen auseinandersetzt, denn er meint, dass sie den „Wahrheits- und Schönheitssinn“ besonders hoch entwickelt hatten.

Die Anthropologie, die Humboldt entwirft, beruht darauf, dass der Forscher oder die Forscherin (auch Humboldts Frau war zusammen mit ihm auf Reisen und ging dabei ihren Untersuchungen über Gemälde nach, vgl. z.B. Maurer 2016, 142) sich selbst bilden. Wir hatten das schon dort gesehen, wo Humboldt darauf eingeht, wie wichtig es sei, sich der „Empfänglichkeit“ hinzugeben. Reisen bildet also auch die Humboldts, doch geht es ihnen bei dieser Bildung letztlich nicht nur um sich selbst, sondern diese Bildung soll wiederum – mittels der anthropologischen Texte – auf andere Menschen wirken. Das Wort „Reisen bildet“ erhält vor dem Hintergrund von Humboldts Anthropologie also einen sehr viel weiteren Sinn, als es gemeinhin hat.

III

Insgesamt zeichnet sich folgendes Bild von Humboldts anthropologischer Methode ab: Sein Ziel ist die Bildung der Menschheit, was für ihn heißt, dass jede Individualität (die Charaktere der Einzelmenschen, Nationen etc.) sich frei entfalten kann. Dieser Bildung stehen aber massive Schwierigkeiten entgegen, denn Bildung entsteht in der Wechselwirkung „unsres Ichs mit der Welt“ (I, 283), und die Welt der Menschen ist allzu einseitig entwickelt. Deshalb ist Humboldts Anthropologie darauf gerichtet, die konkreten menschlichen Charaktere zu untersuchen, aber nicht nur so, wie sie sind (und wie sie zu dem wurden, was sie sind), sondern so, wie sie eigentlich sein *könnten* (wenn sie die Möglichkeit hätten, sich frei zu entfalten). Die Anthropologie versucht, die „wesentlichen“ Züge eines Charakters zu erfassen, um diese dann fördern zu können. Um dies zu erreichen, muss der Anthropologe bzw. die Anthropologin die eigene „Phantasie“ und „Empfindung“ sowie den eigenen „tieferen Wahrheits- und Schönheitssinn“ entwickeln, also die eigene „eigentliche Persönlichkeit bilden“. Auf diese Weise soll es möglich werden, sich auf Reisen einen „anschaulichen Begriff“ von einer fremden Nation zu machen und dann ein (textuelles) „Charaktergemälde“, in dem dieser anschauliche Begriff als ein komplexes Ineinander von Charakter und Lage dargestellt wird, hervorzubringen. Dieser Text soll dann wiederum in seinen Leserinnen und Lesern die „Phantasie“, die „Empfindung“ und den „tieferen Wahrheits- und Schönheitssinn“ anregen und damit auch bei ihnen einen Bildungsprozess initiieren, so dass sie sich „reiner und bestimmter“ entfalten können.

Weiter gedacht heißt das, dass die Leserinnen und Leser, auf diese Weise „geläutert“, auch andere Menschen wiederum zu Bildungsprozessen anregen, wenn sie mit ihnen in Wechselwirkung treten. Auf diesem Weg, so scheint es, will Humboldt zur Verwirklichung des „Ideals der Menschheit“ beitragen. Wir können also sagen, dass Humboldt eine *Bildungsforschung* entwirft, die auf *Menschenbildung* abzielt. Die Theorie der Bildung wird dabei in vier Hinsichten entworfen, erstens hinsichtlich der untersuchten Charaktere, zweitens hinsichtlich der forschenden Person, drittens hinsichtlich der potenziellen Leserinnen und Leser der anthropologischen Texte und viertens schließlich hinsichtlich der Menschen, mit denen die Leserinnen und Leser interagieren.

Die einführenden Seiten von *Der Montserrat*, auf denen Humboldt den methodischen „Gesichtspunkt“ seiner Forschungen darlegt, können gleichsam als ein Pendant zu Malinowskis erstem Kapitel von *Argonauts of the Western Pacific* angesehen werden. Und auch wenn manche Aspekte seines Ansatzes aus heutiger Perspektive seltsam, teilweise sogar gefährlich erscheinen (Humboldt konnte noch in einem humanistischen Sinne von „reinen“ Nationalcharakteren sprechen!), können doch andere auch für uns immer noch ein Anlass sein, über Ethnographie, Bildung und Bildungsforschung nachzudenken. Von Bedeutung sind sicherlich Humboldts *hermeneutischer Ansatz* hinsichtlich seines Bildungsverständnisses sowie seines Verständnisses von Ethnographie, seine Betonung der Wichtigkeit der *sinnlichen Erfahrung* für Prozesse der Bildung, sein bildungstheoretischer Ansatzpunkt für *Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen* (Bildung beinhaltet demnach, Verhältnismäßigkeiten erkennen und beurteilen zu können), sein Interesse für *das Fremde* und seine Überlegung, dass er mit seinen ethnographischen Texten *bestimmte Wirkungen* erzeugen wollte. Angesichts heutiger Diskussionen um das Verhältnis von Grundlagen- und Gegenstandstheorie ist aus methodologischer Sicht aber besonders beeindruckend, dass Humboldt auf seinen ethnographischen Wegen von Anfang bis Ende unbeirrt den bildungstheoretischen Wegweisern folgt.

Literaturverzeichnis

- Benner, D. (1990). *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie. Eine problemgeschichtliche Studie zum Begründungszusammenhang neuzeitlicher Bildungsreform*. Weinheim/München: Juventa.
- Malinowski, B. (1984/1922). *Argonauts of the Western Pacific*. Illinois: Waveland Press.
- Mattig, R. (2020). Ethnography and liberty: a new look at the anthropological work of Wilhelm von Humboldt. In: *History and Anthropology* 31(4), 491-509. DOI: 10.1080/02757206.2020.1799789.
- Mattig, R. (2019). *Wilhelm von Humboldt als Ethnolog: Bildungsforschung im Zeitalter der Aufklärung*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Mattson, Ph. (Hrsg.) (2015). *Wilhelm von Humboldt: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Abteilung 1: Briefe bis zum Beginn der diplomatischen Laufbahn 1781-1802*. Band 1: 1781-Juni 1791. Berlin: DeGruyter.
- Maurer, M. (2016). *Wilhelm von Humboldt: Ein Leben als Werk*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Menze, C. (1965). *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*. Ratingen: Henn-Verlag.
- Preussische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) (1903-1936). *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*. 17 Bände. Berlin: B. Behr's Verlag.
- Spranger, E. (1909). *Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee*. Berlin: Reuther & Reichard.
- Tenorth, H.-E. (2018). *Wilhelm von Humboldt. Bildungspolitik und Universitätsreform*. Paderborn u.a.: Schöningh.